

Jürgen Rekus

Auf dem Weg zur Klick-Schule?

1. Notebook statt Schulbuch?

Allen Schülern ein Notebook! An einem Privatschulhaus in Gütersloh ist es schon Realität. Da ist die Freude bei allen Beteiligten groß: Kinder und Jugendliche, denen ein Werk- und Spielzeug geschenkt wird, Eltern, die das Gefühl haben, dass ihre Kinder für die Zukunft gut gerüstet werden, die Wirtschaft, die sicher sein kann, dass sich damit neue Märkte erschließen lassen, und Bildungspolitikern, die sich als Protagonisten des Fortschritts profilieren können.

Freilich müssen die Eltern einen monatlichen Eigenbeitrag leisten, der sich nach wenigen Jahren auf einige Tausend DM summiert. Ernüchterung dürfte sich dann rasch einstellen, wenn festgestellt wird, dass das Notebook inzwischen hoffnungslos veraltet ist – wenn es überhaupt noch funktioniert. Denn es ist *für die Schule* und *für zu Hause* vorgesehen, muss also im Ranzen oder Rucksack hin- und hertransportiert werden, was mindestens zwei Kilogramm zusätzliches Gewicht bedeutet. Erstaunlich: Zum Transport des Schulatlas kommen immer wieder Beschwerden von Eltern und Kinderärzten wegen des Gewichts. Dabei ist er nur halb so schwer wie das Notebook. Im Dienst der multimedialen Wissensgesellschaft spielen offenbar weder ein paar Mark noch ein paar Kilo mehr oder weniger eine Rolle.

Was in Gütersloh durch private Initiative entstanden ist, soll zum Normalfall der Schule werden. Erklärtes Ziel aller Bundesländer und der Bundesregierung ist es, eine globale Spitzenposition beim computergestützten Lernen und Lehren einzunehmen. Stolz kann Bundesbildungsministerin Bulmahn auf der großen Bildungstechnologie-Messe, der LEARNTEC 2001, melden: „Im Haushalt des Bundesministeriums für Bildung und Forschung hat die Förderung der Neuen Medien in der Bildung Priorität“.¹

Schon der vormalige Bundesminister für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie hatte eine Studie mit dem Namen „Delphi 98 - Studie zur globalen Entwicklung von Wissenschaft und Technik“ in Auftrag gegeben. Zu den wichtigsten Aussagen der Delphi-Befragung gehörte, dass Bildung zum vorrangigen Zukunftsthema wird und dies nicht ohne „Multimedia“ geschehen kann. „Bildung und ihre ständige Aktualisierung (werden) für den Einzelnen und seinen beruflichen Werdegang immer wichtiger ... Multimedia wird in Zukunft zur Alltagstechnik. Die technische Infrastruktur der Wissensgesellschaft wird komplett ausgebaut sein. Die Dynamik im Multimediabereich wird noch größer werden. Im rund um die Uhr geöffneten elektronischen Supermarkt einzukaufen, wird

genauso zum Alltag gehören, wie per Mausklick die Urlaubsreise zu buchen, wobei in beiden Fällen mit digitalem Geld bezahlt wird. Wir werden das Entstehen neuer Weiterbildungssysteme in Beruf und Alltag, also eine neue Lernkultur erleben. Virtuelle Weltuniversitäten und Volkshochschulen sind weit verbreitet. Systeme zum Erwerb von Multimediainformationen 'on demand' liegen weltweit in jeder der gängigsten Weltsprachen in Netzwerken dezentral bereit ... Im Jahr 2006 wird das Internet der nächsten Generation realisiert sein, das Informationen in Echtzeit übertragen kann. Telefonservices und die Übertragung bewegter Bilder werden zum Standard.“²

Das klingt zwar alles etwas übertrieben und sehr euphorisch, aber letztlich gibt es keinen Grund, an der skizzierten *technologischen* Entwicklung zu zweifeln. Die Zukunft wird ganz sicher durch eine Ausweitung der Kommunikationstechniken gekennzeichnet sein. Aus den jetzigen rund 30 analogen Fernsehprogrammen, die über Kabel empfangen werden können, werden in naher Zukunft 300 oder mehr digitale Kanäle. Und ein Internetzugang mit noch mehr Informations- und Unterhaltungsmöglichkeiten wird im Haushalt so selbstverständlich sein wie heute das Telefon. Dafür spricht, dass die Zahl der Online-Nutzer in Deutschland in den vergangenen zwei Jahren um 300% gestiegen ist und inzwischen die Zahl von 20 Millionen erreicht hat.

Richtig verständlich wird diese Entwicklung aber nur im Kontext der gegenwärtigen ökonomischen Entwicklung, die entscheidende Veränderungen von der sogenannten „New Economy“ erfahren hat und sich künftig weitere Fortschrittsimpulse davon erhofft. Mit dem Ausdruck „New Economy“ wird in einem engeren Sinne das Internet-gestützte Wirtschaften bezeichnet. Damit sind Branchen gemeint, die im Zusammenhang mit dem Internet wirtschaften, sei es durch die Bereitstellung der für die Online-Kommunikation notwendigen Geräte, Software und Infrastruktur oder sei es durch den Vertrieb von Dienstleistungen und Waren mit Hilfe des Netzes. Diese „New Economy“ ist ihrer Organisations- und Vertriebsstruktur nach nicht mehr regional, sondern global orientiert. Insofern gehören Globalisierung und „New Economy“ zusammen und werden als treibende Momente der Modernisierung angesehen.

„New Economy“ wird freilich auch in einem weitergehenden Sinne als Motor der Modernisierung verstanden, und zwar in dem Sinne, dass verschiedene gesellschaftliche Praxen und ihre öffentlichen Institutionen dem Gedanken des Leistungswettbewerbs und der Privatisierung unterworfen werden. Es geht dabei um den Abbau von staatlicher Lenkungsmacht und die Stärkung des freien Spiels der Marktmechanismen - auch in den Bereichen, die traditionell dem Risiko der Märkte aus sozialen oder politischen Gründen entzogen waren. So sind etwa die bisherigen Staatsunternehmen Bundesbahn und Bundespost in diesem Sinne dereguliert worden. Die Kranken- und Alterssicherungssysteme geraten zunehmend auch unter Kostendruck und erhalten fakultative renditebezogene Elemente, die als Stärkung der Eigenverantwortung ausgewiesen werden. Wir werden nicht mehr mit Dienstleistungen und Gütern vom Staat versorgt, sondern müssen sie

uns selber besorgen und tragen auch das damit verbundene Risiko eigenen Versagens.

Beide Aspekte der New Economy finden sich heute im Diskurs über die künftige Entwicklung der Schule wieder. Zum einen weisen Kultusbehörden und Wirtschaftsvertreter unablässig darauf hin, dass das Handeln der Menschen zunehmend netzgebunden erfolgt und deshalb auch die Schulausbildung zunehmend „online“ erfolgen soll. Und die Telekom liefert dazu die erforderlichen ISDN-Netzzugänge kostenlos. Zum Jahreswechsel konnte sie nicht ohne Stolz vermelden, dass die 100 prozentige Vernetzung der Schulen kurz bevorstehe. Zum anderen finden wir in der Diskussion um die künftige Entwicklung der Bildungseinrichtungen auch die Denkungsart der „New Economy“ wieder, nämlich das Streben nach *Deregulierung* und *Autonomisierung*. Die Stanforder Bildungsforscher Mayer und Ramirez bezeichnen dieses Denken inzwischen als „world education ideology“, das sich als Leitmotiv der Schulentwicklung in allen Ländern mehr oder weniger nachweisen lässt. Und Nigel Blake weist darauf hin, dass die ökonomischen Globalisierungsprozesse oft sogar mit den Erziehungszielen des Projekts der Aufklärung zusammengedacht werden, da in beiden Fällen die Autonomie des Subjekts als Leitkategorie fungiert.³

Die *Deregulierung* der Schule soll zu größerer „Kundennähe“ führen, da sie frei von staatlicher Gängelung den Wünschen der Bildungskonsumenten nachkommen kann. Der damit verbundene Wettbewerb der Schulen um die Gunst der Schüler und Eltern wird bewusst in Kauf genommen und als Mittel der Effizienzsteigerung betrachtet.

Nun gibt offensichtlich heute schon Unterschiede zwischen den Schulen. Sie unterscheiden sich in den Variablen ihrer Organisationsbedingungen und führen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Man spricht hier von „Schulqualität“, die unter gegebenen Bedingungen entsteht. Die Unterschiede zwischen den Schulen werden beim Prozess der *Autonomisierung* aber noch größer werden, trotz aller administrativen Bemühungen um eine Einheit des Schulwesens. Denn die gestärkte schulische Eigenverantwortung führt zu den durchaus erwünschten differenten Qualitäten und der damit verbundenen Wettbewerbssituation. Um bei der größeren Varianz der einzelnen Schulprogramme die Vergleichbarkeit der Angebote und des Niveaus sicherzustellen, sind Maßnahmen der *Qualitätssicherung* erforderlich.

2. Bildung auf einen Klick?

In dieser Hinsicht erscheint die Parole „Schulen ans Netz!“ in einem neuen Licht. Denn das für *alle* Schulen geforderte „On-line-learning“ kann nun als Qualitätssicherungsmaßnahme angesehen werden. Wenn Bundesbildungsministerin Bulmahn Notebooks für alle Schüler anstrebt und „mit dem Mausclick den Zugang zum Wissen der Welt ermöglichen (will)“⁴, dann zielt diese Forderung eben nicht

auf eine Differenz der Schulprofile und -programme, sondern auf die Gleichheit der Bildungsmöglichkeiten. Denn ein einheitliches Informationsnetz, zu dem jeder in gleicher Weise Zugang hat, sichert zumindest die gleiche Qualität der Informationsmöglichkeiten und Wettbewerbsbedingungen, und zwar unabhängig von der Schulwahl und Lehrerkompetenz. In diesem Sinne lernen die Schüler nicht mehr „aus Quellen“, die in ihrer Qualität sehr unterschiedlich sein können, sondern „an der Quelle“, die für alle gleich (gut oder schlecht) ist.⁵ Wohlge-merkt: Das Ziel der Qualitätssicherung heißt nicht „gesteigerte Qualität“, sondern verfahrensmäßige Sicherstellung von „gleichbleibender Qualität“.

Bedingung aller Ökonomie - ob alte oder neue - ist, dass die Knappheit von Gütern ein Wirtschaften überhaupt erst erforderlich macht. Will man ökonomische Denkweisen auf den Bildungssektor übertragen, dann muss man davon ausgehen, dass Wissen ein knappes Gut ist. Das wiederum setzt voraus, dass Wissen eine materielle Struktur hat, die portioniert werden kann. Wissen muss also als Menge, als Quantum oder auch als Bit und Byte betrachtet werden können.

Überraschenderweise gilt die Knappheitsbedingung trotz vermeintlicher „Wissensexpllosion“, und zwar insofern, als es bisher noch nicht allen Menschen an allen Orten der Welt in gleicher Weise zur Verfügung steht. Deshalb gewinnt gerade hier die Fokussierung der New Economy auf die Neuen Medien eine herausragende Bedeutung. Denn sie können gewährleisten, dass das Wissen zur rechten Zeit am rechten Ort zur Verfügung steht. Der Medienpädagoge Stefan Aufenanger spricht in diesem Zusammenhang sogar von der Möglichkeit und Notwendigkeit eines „just in time learning“ und eines „learning on demand“, womit er die Vokabeln der „New Economy“ zum Modus der Lernorganisation erhebt.⁶

In traditionellen bildungstheoretischen Konzepten ist Wissen dagegen nicht als verteilbares Gut, d.h. nicht als Datenmenge gesehen worden. Wissen wird in diesen bildungstheoretischen Kontexten immer als eine selbsttätig produzierte Einsicht oder Erkenntnis begriffen, die nicht herbeigeführt, sondern nur durch geeignete methodische Verfahren angeregt werden kann - gleich, ob dabei etwa an die Maieutik des Sokrates, das Laisser-faire des Rousseau oder auch an die Freiheit von Montessori gedacht wird.

Ein weiteres Argument für die Telemediatisierung der Schule wird gern ins Feld geführt: „Noch nie ist der Umfang an Information und Wissen so schnell gewachsen wie in jüngster Zeit. Quantitativ gesehen verdoppelt sich in großen Teilen der Naturwissenschaften mittlerweile das Wissen alle zehn Jahre. (...) Kurzum: Wir sind auf dem Weg in eine Welt, in der Herstellung und Vermittlung von Wissen eine immense volkswirtschaftliche und gesellschaftspolitische Bedeutung haben werden.“⁷ Darauf muss Hänschen vorbereitet werden, weil es Hans sonst nimmermehr lernt. Es ist dieses Hänschen-Argument, das Eltern tief in die Tasche greifen und (Lern- und Spiel-) Computer kaufen lässt. Inzwischen hat jeder

Schüler zu Hause einen PC oder zumindest einen Zugang dazu. Die Marktsättigungsgrenze ist erreicht, wie Marktforschungsinstitute festgestellt haben.

Das Vorbereitungsmotiv führt dazu, dass die Schulen hinter der technischen Entwicklung hinterhereilen. Schon einmal, vor ziemlich genau zehn Jahren, war eine solche Medienoffensive über die Schulen gerollt, als die ersten „Heimcomputer“ auf den Markt drängten. In der Folge wurden zahlreiche Computerräume für die sogenannte „informationstechnische Grundbildung“ eingerichtet.⁸ Wer erinnert sich noch an den Sinclair ZX 81 (wegen seiner Form liebevoll „Türstopper“ genannt) oder an den Commodore C 64 (wegen seiner Form liebevoll „Brotkasten“ genannt)? Diese Geräte sind an den meisten Schulen inzwischen als Sondermüll entsorgt worden. Und das an diesen Geräten eingeübte Wissen, zum Beispiel die Programmiersprachen „Basic“ und „Kobol“ (Wer kennt sie überhaupt noch?), lassen Hans im Green-Card-Zeitalter alt aussehen.

Beim Hänschen-Argument handelt es sich um einen typischen naturalistischen Fehlschluss, bei dem vom Sein auf das Sollen geschlossen wird. Der Argumentationskern basiert auf Evidenz: Wir leben in einer sogenannten „Wissensgesellschaft“, in der das viele „Wissen“ (das auch noch ständig „explodiert“ und in immer kürzeren „Halbwertszeiten“ zerfällt) nur multimedial, d.h. mit vernetzten Computern zu erhalten ist. Und da Computer und Medien schon zur Lebenswelt gehören, sollen sie auch in die Schulen hinein. Die Rolle rückwärts vom Sein zum Sollen könnte deshalb genauso gut auch zu ganz anderen Forderungen an die Schule führen: etwa die Einführung des Faches Jura statt Gemeinschaftskunde, da immer häufiger prozessiert wird, oder Tattoo-Zeichnen statt Kunstunterricht, da sich immer mehr Menschen tätowieren lassen, vielleicht auch Piercing statt Werken. Dagegen lässt sich fragen: Ist es überhaupt die Aufgabe der Schule, das Leben so, wie es ist, einfach abzubilden und festzuschreiben. Ist die Schule dafür da, alles das, was im Leben „läuft“ und passiert, auch in ihren eigenen Räumen zu organisieren? Müssen Schulleben und außerschulisches Leben nicht zwei unterscheidbare Bereiche sein, in denen unterschiedliche Aufgaben vorherrschen?⁹ Muss die Schule nicht gerade das zur Geltung bringen, was im Leben nicht schon selbstverständlich ist?

3. Sollen Schüler in die Röhre gucken?

Schule ist offenkundig nicht *das* Leben, obwohl Kinder und Jugendliche einen Großteil ihres Lebens in ihr verbringen. Es hat auch keinen Sinn, die Schule *dem* Leben anzugleichen, denn in der Schule soll gerade das gelernt werden, was man im außerschulischen Leben eben nicht lernen kann. Würde man in der Schule dasselbe wie draußen lernen, dann brauchte man gar keine Schule. Schule ist vielmehr dazu da, das, was man durch Erfahrung und Umgang im Leben sowieso schon lernt, systematisch zu ergänzen - so hatte es Johann Friedrich Herbart vor rund 200 Jahren formuliert, und daran hat sich auch in der sogenannten Wissensgesellschaft nichts geändert.

Sicher trifft es zu, dass wir in einer Gesellschaft leben, die „Wissen“ oder besser: „Information“ als ihre wichtigste Ressource betrachtet. Bei Kindern und Jugendlichen herrscht heute in der Tat auch kein Mangel an Informationswissen. Aus den Talk-Shows, die schon am späten Vormittag beginnen, können sie erfahren, was in einer offenen Gesellschaft die Gemüter erregt. Die Themen sind meistens unterhalb der Gürtellinie angesiedelt, die Sprache eindeutig und drastisch, Staatsanwälte haben schon wegen Pornographieverdachts gegen die Talkmaster ermittelt. Aber das hat eher zu Werbeeffekten denn zu Änderungen geführt. Und ob sich durch juristische Maßnahmen die Informationsgesellschaft, die sich im Zuge der Globalisierung zunehmend nationalen Gesetzgebungen entzieht, einschränken lässt, darf bezweifelt werden.

Die informationelle Grenzen- und Schrankenlosigkeit gilt insbesondere auch für die Datendienste. Das Internet ist nun einmal kein geschlossenes Internat.¹⁰ Sogar der erste Protagonist in Sachen Computerbildung, Klaus Haefner, spricht bei aller sonstigen Euphorie für die „Wissensgesellschaft“ von der durch kommerzielle Interessen entstehenden „informationellen Müllhalde“ und meint damit das Internet und das Kabel- bzw. Satellitenfernsehen.¹¹

Kinder und Jugendliche verfügen heute tatsächlich über viel mehr „Informationswissen“ als frühere Generationen. Es gibt für sie keine Geheimnisse mehr. Neil Postman hat diese Entwicklung vorausgesehen und schon vor siebzehn Jahren vom „Verschwinden der Kindheit“ gesprochen. Er begründete dies mit dem Unvermögen von „elektronischen Medien, irgendwelche Geheimnisse zu bewahren“.¹² Die Aufgabe der Schule kann heute deshalb nicht darin bestehen, diese Alltagsinformationen noch weiter anzureichern. Vielmehr muss sich die Schule auf das konzentrieren, was nur sie bieten kann: nämlich einen methodisch strukturierten Weg zur Bildung. Dazu gehört ganz sicher auch die selbständige Aneignung von Wissen. Allerdings ist Wissen in pädagogischem Verstande nicht zu verwechseln mit Informationen und Daten, wie es heute häufig geschieht. Wissen ist etwas, was nicht subjektunabhängig in Datennetzen und Informationssystemen existiert, sondern etwas, was von einem Menschen selbst produziert wird und so zu ihm gehört, dass wir von einer individuellen Persönlichkeit sprechen können.

Wissen ist deshalb immer nur als reflektiertes, d.h. methodisch gegliedertes Wissen, zu begreifen. Die häufig geführte Rede von einer „Wissensexplosion“ ist deshalb irreführend, weil es nie mehr Wissen geben kann, als das, worüber die Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt in psychischer Präsenz verfügen. Schlichter formuliert: *Wissen befindet sich im Kopf und nicht auf der Festplatte!*

Deshalb sind auch quantitative Vorstellungen vom Lernen verfehlt. Wissen ist keine „Menge“, kein „Haufen“, sondern immer eine gegliederte Einheit des Bewusstseins. Wissen kann auch nicht „explodieren“, und Wissen hat auch keine „Halbwertszeit“. Das alles sind sprachliche Bilder, die von Datenverarbeitungs-

anlagen auf den Menschen übertragen werden und falsche Zusammenhänge suggerieren. Wir müssen uns davor hüten, menschliches Denken mit den Funktionen eines Computers gleichzusetzen, wie es heute leider immer häufiger geschieht. Menschen haben Verstand und Vernunft und keinen Speicher, Bildung ist keine Daten- oder Informationsmenge, die jemand in seinem Gedächtnis abspeichern und wieder abrufen kann, menschliches Denken ist kein „Wissensmanagement“.

Wissen kann nur in eigener methodischer Lern-, d.h. Erkenntnisaktivität entstehen. Dazu muss man beim Wissenserwerb jene Verfahren und Wege im Erkennen bzw. Lernen einschlagen, die von den Wissenschaften vorgezeichnet sind und die heute richtiges Erkennen und Urteilen gewährleisten. Das heißt zum Beispiel ganz konkret: Im Geschichtsunterricht müssen die Schüler vorrangig Quellen auswerten und interpretieren, aber nicht etwa Daten auswendig lernen, im Mathematikunterricht müssen die Schüler Aufgaben selber rechnen, aber nicht von einem Computer rechnen lassen, im Physikunterricht müssen die Schüler vorrangig selber experimentieren, aber nicht Computersimulationen angucken. Erst ein fachmethodisch exakt definiertes Vorgehen führt zu objektivem Wissen, das (im Prinzip) von jedem nachgeprüft und nachvollzogen werden kann. *In virtuellen Welten dagegen gibt es gar kein Wissen, sondern allenfalls den Schein davon.*

Zur Bildung des Menschen gehört aber noch mehr. Denn menschliches Wissen hat eine entscheidende Kehrseite, die noch nicht ausdrücklich genannt wurde, obwohl sie die skeptischen und kritischen Überlegungen bisher begleitet hat. Es ist der Gedanke der *Werturteilsfähigkeit*. Unter dem Gedanken der Bildung ist nämlich richtiges Wissen allein nicht ausreichend, um verantwortlich in der Welt handeln zu können. Die fachlich bestimmten Methoden und Verfahren der Wissenschaften, wie sie im Unterricht angeeignet werden sollen, stellen nur begrenzte Zugänge zu einer vielgestaltigen, komplexen Welt dar und können keineswegs schon das Urteilen und Entscheiden bestimmen. Konkret: Quelleninterpretation allein holt nicht die ganze Bedeutung von Krieg, Frieden und Friedfertigkeit ein; Rechnen allein klärt nicht die Gründe verschiedener Größenordnungen und den Umgang mit ihnen; Experimentieren allein begründet nicht die Ordnung der natürlichen Welt und das „geordnete“ Handeln in ihr. Das Wissen bedarf also der Verknüpfung mit einem persönlichen Werturteil, wenn es Orientierungen für das Handeln geben soll. Erst beide Bildungsaspekte zusammen, Wissen *und* Werturteilsfähigkeit, bilden die Grundlage für selbständige und verantwortliche Handlungsentscheidungen in der Welt. *Im virtuellen Raum gibt es dagegen nichts zu entscheiden, weil dort nicht gehandelt wird.*

Wissen und Werturteilsfähigkeit gehören in bildungstheoretischer Perspektive denknotwendig zusammen und bestimmen die „Ganzheit“ menschlichen Lernens. Erst in der Verknüpfung des Wissenserwerbs mit einem persönlich zu begründenden Werturteil gewinnt der Unterricht eine erzieherische Bedeutung.

Diese Erziehungsaufgabe ist in der Schule weder durch den Kauf von Multimedia-PCs noch durch den Zugang zum Internet einzulösen. Werterziehung in Ansehung der sogenannten „Medienoffensiven“ erfordert vielmehr einen personalen Dialog zwischen Lehrenden und Lernenden, in dem es um Wertauseinandersetzung und Wertbegründung geht.¹³

4. Von der Wissensgesellschaft zur Bildungsgesellschaft¹⁴

In einer offenen und pluralistischen Gesellschaft, in der in den Medien und Datennetzen jede Information scheinbar gleichrangig und gleichwertig daherkommt, besteht die erzieherische Aufgabe des Unterrichts darin, Kindern und Jugendlichen zu helfen, die ihnen allemal zugänglichen Informationen beurteilen zu lernen. *Denn Informationen sind noch nicht deswegen gut, weil sie medial verfügbar sind.* Deshalb kommt es auf die Gewinnung einer medienkritischen Haltung an, die bei jeder angebotenen Information fragt, wer der Verfasser der Information und wer der Absender ist, die nach den Interessen fragt, mit dem Informationsangebote verfolgt werden. Auch die Frage nach dem Selbst gehört heute zur Erziehungsaufgabe: Finde ich eine bessere, d.h. umfassendere und verlässlichere Informationsquelle? Gehe ich ins Internet, weil es die angemessene Informationsquelle zur Beantwortung meiner Fragen ist, oder tue ich es eher aus Spaß oder Langeweile. All diese Fragen lassen sich in der Tat nur beantworten, wenn man die Neuen Medien kennt und nutzen kann.

Aber Multimedia kann das Lernen nur unterstützen, nicht ersetzen. Dazu gehört, dass die Lernenden gerade im Umgang mit den Online-Techniken lernen, ihre Grenzen einzuschätzen, die Risiken des mangelhaften Datenschutzes zu beurteilen, die Möglichkeiten der Manipulation durch Verfälschungen der Wahrheit zu bewerten und die Gefahren ungehinderten Informationszugangs zu erkennen. Nur wenn man „online“ auch lernt, „auf Draht“ zu sein, dann erfüllt diese Technik in der Schule ihren pädagogischen Sinn.

„Computer literacy“ kann kein Ziel der Schule sein. Hack- und Klickübungen benötigen Schüler heute in der Regel nicht. Meist sind sie darin den Lehrern sogar schon voraus. Vielmehr besteht die Aufgabe der Schule darin, die Schüler immer wieder anzuleiten, über den Wert und die Bedeutsamkeit der Informationsmöglichkeiten und der zugänglichen Informationen für das eigene Handeln zu reflektieren.¹⁵ *Surfen im Internet erzeugt keine Bildung, sondern setzt sie voraus.*

Dazu ist ein personaler Dialog erforderlich, der nicht durch Multimedia oder virtuelle Klassenzimmer ersetzt werden kann. „Erziehung im Dialog ist ... an die wertende Stellungnahme des Erziehers gebunden. (...) Je weniger die wissenschaftliche Erkenntnis und Beherrschung der Welt eine hinreichende Grundlage für ein menschliches Leben in dieser Welt schaffen kann, umso mehr sind Kinder und Jugendliche im Erziehungsprozess auf Auskünfte angewiesen, die ihnen bei

der Sinnfindung und der Bestimmung ihrer eigenen Lebensführung 'Beistand leisten' können.“¹⁶

Anmerkungen

- ¹ Bulmahn, E.: Weltweite Spitzenposition anstreben. In: Learntec 20001 - Messemagazin. Karlsruhe 2001, S. 6
- ² bmb+f (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie): Delphi - Größte Studie zur Zukunft Deutschlands. In: VBE-Magazin, Heft 4, 1998, S. 11-12
- ³ vgl. Blake, N.: The Machine Stops. Education and autonomy in a mature global economy. In: Bauer, W. u.a. (Hg.): Globalisierung: Perpektiven - Padoxien - Verwerfungen. Hohengehren 1999, S. 27-50
- ⁴ Bulmahn, zitiert in: Computer & Co. Das Multimediamagazin der Zeitung. Heft 9/2000, S. 22
- ⁵ Sandbothe, M.: Globalität als Lebensform. Überlegungen zur Ausbildung einer internetspezifischen Urteilskraft. In: Marotzki, W u.a. (Hg.). Zum Bildungswert des Internet. Opladen 2000, S. 28
- ⁶ Aufenanger, S.: Chancen von Multimedia im Bildungswesen. In: Böttcher, W./Weishaupt, H./Weiss, M. (Hg.): Wege zu einer neuen Bildungsökonomie. Weinheim und München 1997, S. 127
- ⁷ Forum Info 2000 (Hg.). Arbeitsgruppenbericht der Arbeitsgruppe 4. Bildung und Medienkompetenz im Informationszeitalter. Bonn 1998, S. 6
- ⁸ Rekus, J.: Der (un-)heimliche Lehrplan des Computers im Unterricht. Pädagogische Anmerkungen zum bildungspolitischen Konzept „informationstechnische Grundbildung“. In: Die Deutsche Schule, Heft 1, 1988, S. 104-118
- ⁹ vgl. Hintz, D.: Schulleben - Einheit von Unterricht und Erziehung in der Schule. Hildesheim-Zürich-New York 1985
- ¹⁰ Liessmann, K.: Vom Internat zum Internet. In Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 4, 1995, S. 374-386
- ¹¹ Häfner, K.: Der Weg zum Homo Sapiens Informaticus. Bildung in einem computerisierten Umfeld. In: Eichholz Brief. Zeitschrift zur politischen Bildung. Heft 3, 1997, S. 11-20
- ¹² Postman, N.: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt am Main 1983
- ¹³ Breinbauer, I.: Von der Applikationslogik zur reflektierenden Urteilskraft. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 4, 1994, S. 434-453
- ¹⁴ vgl. Rekus, J.: Von der Wissensgesellschaft zur Bildungsgesellschaft. In: Eykmann, W. (Hg.): Erziehung zur Verantwortung. Was gehört dazu? Schriftenreihe der KED, Heft 32. Bonn 1998, S. 33-48
- ¹⁵ Fees, K.: Zur Notwendigkeit und Möglichkeit von Werterziehung im Unterricht. In: Rekus, J.: Grundfragen des Unterrichts. Weinheim und München 1998, S. 115-134
- ¹⁶ Regenbrecht, A.: Erziehung in christlicher Verantwortung. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 1, 1993, S. 131 ff.